

(Nachdruck verboten.)

## Die Arena.

4)

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Der Bewunderer setzte sich, im Hochgefühl des Anbeters, der das Heiligtum des Götzen betritt, und er war entschlossen, sich bis zum letzten Augenblick nicht vom Fleck zu rühren, wobei es ihm schmeichelte, vom Meister geduzt zu werden. Er seinerseits redete ihn nach jedem dritten Wort mit Juan an, damit die Möbel, die Wände und alle die, die den Gang passierten, Kenntnis nehmen möchten von seiner Intimität mit dem großen Mann. Er war am Morgen aus Bilbao eingetroffen und gedachte am folgenden Tag zurückzureisen. Die Reise hatte er einzig zu dem Zweck getan, um Gallardo in der Arena zu sehen. Er hatte von seinen großen Erfolgen gelesen; die Saison ließ sich gut an, der Nachmittag versprach, interessant zu werden. Vormittags war er bei der Muslese der Stiere gegenwärtig gewesen, wobei ihm ganz besonders ein dunkelbraunes Vieh aufgefallen war, das zweifellos in den Händen Gallardos etwas leisten werde . . .

Der Meister aber unterbrach etwas plötzlich den Redefluß des Aficionados.

„Entschuldige einen Augenblick, ich komme sofort zurück.“ Und er eilte hinaus nach einer schmalen Tür ohne Nummer am Ende des Ganges.

„Welches Kostüm soll ich nehmen?“ fragte Garabato mit einer Stimme, die noch heiserer als gewöhnlich klang, in dem Bestreben, sich untertänig zu zeigen.

„Das grüne, das braune, das blaue, wie Du's für gut findest.“

Und Gallardo verschwand hinter der Tür, während der Diener, sobald er von seiner Gegenwart befreit war, spöttisch und boshaft lächelte.

Ueber diesen plötzlichen verstoßenen Rückzug, im Augenblick, wo es galt, sich für die Vorstellung zu kleiden, wußte er nur zu gut Bescheid. Den Korupthäen der Kunst, den Tapsen, Verrückten ging es nicht anders als ihm selbst, da er in den Stierzirkus der Dörfer ausgetreten war.

Eine geraume Zeit später, als Gallardo wieder ins Zimmer trat, stieß er auf einen neuen Besucher. Es war Doktor Ruiz, der populäre Arzt, der seit dreißig Jahren die Berichte über alle Unfälle der Plaza unterzeichnete und alle verwundeten Toreros ärztlich behandelte.

Gallardo bewunderte ihn und hielt ihn für den hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft, wobei er sich gleichzeitig harmlose Scherze über dessen Gutmütigkeit und Vernachlässigung seines Neuheren gestattete. Seine Bewunderung war die der ungebildeten Menge, die sich keinen Gelehrten ohne verwahrloste Kleidung und Charakterfurchen vorstellen kann.

Es war ein untersefter, dickbäuchiger Mann mit einem breiten Gesicht, einer etwas platt gedrückten Nase und einem schmutzig gelben Bart um das Kinn, was alles ihm entfernte Ähnlichkeit mit der Gestalt des Sokrates gab.

„Es ist ein braver Kerl,“ sagte von ihm Gallardo.

„Ein Gelehrter . . . ein verrücktes Subj, ein Goldberg, er wird nie auf einen grünen Zweig kommen . . . Er gibt den andern, was er besitzt, und begnügt sich mit einem Hungerlohn.“

Zwei große Leidenschaften verkärten sein obskures Dasein: die Revolution und die Toros; eine unbestimmte, furchtbare Revolution, die einst kommen sollte und in Europa nichts vom heute Bestehenden übrig lassen werde. Die Toreros redeten zu ihm wie zu einem Vater; er duzte sie alle und ein von irgendwo eintreffendes Telegramm genügte, um den guten Doktor herbeizurufen, ohne Aussicht auf ein höheres Honorar, als der Betreffende zu geben für gut befand. Aber es waren seine „Zungen,“ und er liebte sie.

Als er Gallardos nach einer langen Abwesenheit ansichtig wurde, umarmte er ihn, indem er seinen schlaffen Bauch gegen den stählernen Körper des Stierkämpfers drückte.

„Olé, mein strammer Jungel! Du siehst ja jeden Tag besser aus.“

„Und wie steht es mit den republikanischen Ansichten,

Doktor?“ fragte Gallardo mit andalusischer Schalkhaftigkeit. „Der Nacional behauptet, daß schon in den nächsten Tagen losgeschlagen werden soll.“

„Was kann Dir daran liegen, Du Spottvogel. Laß den armen Nacional in Ruh. Er sollte machen, daß er etwas besser mit den Vanderillas (Wurfspeichen) umginge. Und Du, mach, daß Du im Stiertöten immer so tüchtig wie bisher bleibst. Ein schöner Nachmittag steht bevor. Man hat mir gesagt, daß die Kampfstiere . . .“

Hier unterbrach ihn der Aficionado, der die Muslese gesehen und vor Begierde brannte, seinen Senf auch dazu zu geben, indem er von einem dunkelbraunen Vieh zu reden begann, das ungewöhnliche Leistungen erwarten ließ. Die beiden Besucher, die vorher sich kaum begrüßt und lange Zeit im Zimmer schweigend neben einander gesessen hatten, saßen sich gegenseitig an, und Gallardo hielt eine Vorstellung für geboten. Aber wie zum Teufel hieß doch jener Freund, den er duzte? . . . Er fragte sich hinterm Ohr und zog nachdenklich die Augenbrauen zusammen, aber seine Unentschlossenheit war von kurzer Dauer.

„Sag' mal, wie heißt Du schon? Nimm's mir nicht übel, ich hab' so'n schlechtes Gedächtnis für Namen . . .“

Der junge Mann verbarg unter einem Lächeln seine Enttäuschung und nannte seinen Namen. Als Gallardo ihn hörte, fuhr ein Lichtstrahl durch sein Gedächtnis und er machte seine Vergeßlichkeit wieder gut, indem er hinzufügte: „reicher Minenbesitzer aus Bilbao.“ Hierauf stellte er den „berühmten Doktor Ruiz“ vor, und beide Männer, als seien sie alte Bekannte, durch die gemeinschaftliche Vorliebe für die Stierkämpfe, begannen ihre Ansichten über die Kampfstiere auszutauschen.

„Sehen Sie sich,“ sagte Gallardo zu seinen Besuchern, indem er auf ein Sofa hinwies. „Sie stören mich durchaus nicht. Sehen Sie Ihr Gespräch fort und bekümmern Sie sich nicht weiter um mich. Ich will mich jetzt anziehen. Unter Männern darf das nicht genieren.“

Und er entledigte sich seines Anzuges und stand da im Unterzeug. Er ließ sich auf einen Stuhl nieder, mitten unter dem Bogen, der das Zimmer vom Alkoven trennte, und überließ sich den Händen Garabatos, der einen Handkoffer von Zuchtenleder geöffnet hatte und ein niedliches Toilettenkästchen hervorzog, um sich an die Gesichtsverfeinerung des Meisters zu begeben.

Ob schon letzterer bereits glattrasiert war, feiste ihm Garabato nochmals Kinn und Wangen ein und fuhr mit dem Messer darüber, sicher und hurtig, wie jemand, der sich durch tägliche Übung mit dieser Verrichtung vertraut gemacht hat. Nachdem sich Gallardo schnell gewaschen, nahm er seinen Sitz wieder ein, und der Diener bearbeitete ihm das Haupthaar mit allerlei Salben, Ölen und wohlriechenden Flüssigkeiten, worauf er es sorgsam scheitelte und die Locken auf Stirn und Schläfen herabkämmt. Schließlich ging er an die Instandsetzung des beruflichen Abzeichens, des geheiligten Kopfes. Nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht kämmt er den langen Haarbüschel, der den Hinterkopf des Meisters zierte; er flocht ihn und rollte ihn zu einer Art Chignon zusammen, das er vermittels zweier Nadeln am oberen Teil des Hauptes befestigte.

Jetzt galt es, sich um die Füße zu bekümmern, und er streifte dem Stierkämpfer die Halbstrümpfe an, der jetzt nichts mehr anhatte, als Kamisol und Unterhosen. Die stark entwickelte Muskulatur Gallardos trat unter diesen leichten Gewändern plastisch hervor. Eine Vertiefung in einem Oberschenkel zeigte deutlich die Stelle an, wo das gewaltige Horn einst die Weichteile verwüstet hatte. Die braune Haut der Arme war mit weißlichen Flecken gesprenkelt, den Spuren zahlreicher Stöße und Verwundungen. Garabato brachte eine handvoll Wattestreifen und Leinwandbinden herbei, kniete zu Füßen des Meisters nieder, steckte ihm kleine Bündel Watte zwischen die Zehen, legte Wattestreifen unter die Sohlen und umwickelte die beiden unteren Gliedmaßen mit Binden, deren Enden er vernähte.

Gallardo stampfte den Boden mit den festgeschürzten Füßen, die in ihrer weichen Umhüllung größere Sicherheit erlangt zu haben schienen. Er fühlte sich stärker und stinker in dieser Ausrüstung. Der Diener zog ihm nun hohe Strümpfe von starkem und geschmeidigem Gewebe an, die den

Zweck hatten, die Beine gegen das spitze Horn der Stiere zu schützen.

„Daß Du mir ja die Falten weg machst, Mensch,“ sagte er etwas ungeduldig, „Du weißt, Garabato, daß nichts häßlicher ist, als wenn so'n Ding sackt.“

Und er drehte sich vor dem Spiegel um, um sich von vorn und hinten zu besehen, wobei er sich mehrmals reckte und duckte und sich mit beiden Händen über die Beine fuhr, um alle Falten zu beseitigen. Mit dem Resultat endlich zufrieden, setzte er sich wieder; nun wurden die Schnallenschuhe angezogen, von denen Garabato ein halbes Duzend funfelnagelneuer Paare zur Auswahl ausgebreitet hatte.

Nun kam das eigentliche Loreroskostüm an die Reihe. Der Diener reichte ihm die tabakfarbenen, seidenen Kniehosen, deren Nähte mit schwarzen Goldstickereien bedeckt waren. Gallardo schlüpfte hinein, und die dicken, in goldenen Quasten auslaufenden Schnüre an den unteren Rändern hingen ihm auf die Füße herab. Diese Schnüre, die unterm Knie festgebunden werden und den Beinmuskeln größeren Halt verleihen sollen, heißen im Stierfechterjargon machos, das ist Schrauben.

Gallardo forderte den Diener auf, so fest wie möglich zuzuschmüren, wobei er die Beinmuskeln anzog. Diese Operation war sehr wichtig. Ein Matador darf unter keinen Umständen mit losen „Schrauben“ auftreten. Garabato wußte das sehr wohl und zog nach Leibeskraften an, indem er die Schnüre oberhalb der Wade in mehreren Windungen um die Beine legte und schließlich knüpfte, sodas die Quasten links und rechts zierliche Gehänge bildeten.

Der Meister zog hierauf ein feines battistenes Hemd an, weich und durchsichtig wie ein Frauenhemd und mit einer komplizierten Busenkrause ausgestattet. Nachdem Garabato es zugeknöpft, legte er ihm die Halsbinde an, deren Enden wie blutrote Streifen über die Brust fielen. Nun blieb noch das schwierigste Stück der Ausrüstung übrig, die Anlegung der Leibbinde, eines breiten Seidenstreifens, der über vier Meter lang war und das ganze Zimmer auszufüllen schien.

Während Garabato das eine Ende hielt, begab sich der Lorero mit dem andern Ende in der Hand bis zur Tür des Zimmers, wickelte sich in das bunte Tuch ein und rief, gegen den Diener gewendet, in befehlendem Ton: „Aufgepaßt, Kerl!“

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Heißsporn.

Aus dem Russischen von Dr. Joseph Sohn.

Als Fedor Fedorowitsch Sigajew seine Frau mit ihrem Geliebten überrascht hatte, stürmte er ins Waffenmagazin Schmuck u. Co., um einen Revolver zu kaufen. Sein Gesicht drückte Zorn, Kummer und unbeugsame, eiserne Entschlossenheit aus.

Ich weiß, was ich zu tun habe, dachte er. Meine Ehre ist in den Schmutz getreten. Das ist eine Schmach, die sich nur durch Blut tilgen läßt. Zuerst töte ich sie und ihren Geliebten, dann mich selbst . . .

Er hatte zwar noch keinen Revolver gekauft, noch niemand getötet, aber seine überreizte Phantasie spiegelte ihm bereits drei blutüberströmte Leichen vor, zerschmetterte Schädel, umhergespritzte Gehirnmasse, einen Volksauflauf, Obduktion. . . Mit der Schadenfreude des Beleidigten stellte er sich die Todesjudung der Ehebrecher, das Entsetzen der Verwandten und des Publikums sowie die Leitartikel vor, welche von den „so jäh zerrissenen Familienbänden“ handelten.

Der Verkäufer, ein lebhaftes, quacksilbernes Persönchen mit einem keinen Bauch und weißer Weste, legte ihm Revolver vor und sagte, ehrerbietig lächelnd und sich leicht verbeugend:

„Ich würde Ihnen hier zu diesem wunderhohen Revolver raten, mein Herr, System Smith und Wesson. Das Neueste auf dem Gebiet. Kolossale Wirkung. Mit tadelloser Sicherheit. Trifft auf 600 Schritt. Perkussionsschlagwerk. . . Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit besonders auf die saubere Arbeit lenken. Allmodernstes System, mein Herr. Wir verkaufen täglich etwa zehn Stück davon gegen Räuber, Wölfe und Rebellen. Sehr zuverlässig. Trifft auf große Distanzen und tötet auf der Stelle beide Schuldige, die Frau sowoh! wie den Geliebten. Und gar zum Selbstmord wählte ich wahrhaftig kein besseres System, mein Herr!“

Der Kommiss spannte den Hahn, hauchte auf den Lauf, zielte und tat, als sei er vor Entziden außer sich. Beim Anblick seines strahlenden Gesichts hätte man leicht auf die Vermutung kommen können, er möchte sich selbst gern eine Kugel in den Kopf jagen, wenn er nur einen Revolver dieses wunderbaren Systems Smith und Wesson besäße.

„Und der Preis?“ fragte Sigajew.

„Fünfundvierzig Rubel, mein Herr.“

„Um . . . das ist mir zu teuer.“

„Zu teuer? Sehr woh! Dann werde ich Ihnen andere, billigere Sachen vorlegen . . . Bitte, wollen Sie einmal sehen? Wir haben eine ungeheuer Auswahl in den verschiedensten Preislagen. Z. B. dieser Revolver System Lesaucheux kostet nur 28 Rubel, aber . . . (der Kommiss räusperte verächtlich die Nase) . . . aber dieses System ist schon veraltet, mein Herr. Das laufen heutzutage nur noch gewöhnliche Leute. Sich oder seine Frau mit einem Lesaucheux zu töten, gilt für ein Zeichen schlechten Geschmacks. Der gute Ton kennt nur das System Smith und Wesson.“

„Ich beabsichtige weder mich noch sonst jemand totzuschießen,“ log Sigajew mürrisch. „Ich kaufe die Waffe nur für meine Villa . . . um Diebe zu erschrecken.“

„Wozu Sie die Waffe kaufen, das ist ja nicht unsere Sache“, lächelte der Kommiss und senkte bescheiden die Augen. „Wenn wir jedesmal fragen wollten, wozu die Waffe dienen soll, dann, mein Herr, könnten wir unser Geschäft getrost zumachen. . . Zum Bangemachen für Diebe taugt ein Lesaucheux nicht, mein Herr, weil er einen verhältnismäßig leisen, dumpfen Knall hat. Ich würde Ihnen zu einer gewöhnlichen Büchsenpistole, System Mortimer, raten . . . eine sogenannte Duespistole . . .“

Ob ich ihn vielleicht zum Duell fordere? fuhr es Sigajew durch den Kopf. Ach Unsinn! Das wäre zuviel Ehre! Solch einen Dumy schlägt man einfach tot wie einen toten Hund! . . .

Sich grazios drehend und hin und her trippelnd, legte der Kommiss, beständig lächelnd und schwägend, einen ganzen Hanfen Revolver vor. Am verlockendsten und einladendsten von allen sah freilich Smith und Wesson aus. Sigajew nahm einen Revolver dieses Systems in die Hand, blickte ihn starr, unverwandt an und versank in Nachdenken. Seine Phantasie malte ihm aus, wie er den beiden die Schädel zerschmetterte, wie das Blut stromweise über den Teppich und über das Parkett fließt, wie die sterbende Ehebrecherin mit den Armen zuckt. . . Aber für seine entrüstete Seele war das noch zu wenig. Die blutigen Bilder, das Wehgeschrei und das Entsetzen befriedigten ihn nicht. Er mußte sich noch etwas Entsetzlicheres ausdenken . . .

Ich mache es so: ich töte ihn und mich . . . überlegte er. Sie lasse ich leben. Mag sie sich in Gewissensbissen verzeihen. Für eine nervöse Natur wie sie ist das ein tausendmal qualvollerer Tod . . .

Und er stellte sich sein Begräbnis vor: er, der Beleidigte liegt im Sarg, ein sanftes Lächeln um den Mund, während sie, blaß, von Selbstvorwürfen gepeinigt, hinter dem Sarge herwinkt und nicht weiß, wohin vor den strafenden, verächtlichen Blicken, welche die empörte Menge ihr zuschleudert. . .

„Ich sehe, Smith und Wesson gefällt Ihnen, mein Herr,“ unterbrach der Kommiss seinen Gedankengang. „Wenn er Ihnen zu teuer ist, so will ich meinewegen fünf Rubel ablassen. . . Uebrigens haben wir noch andere, billigere Systeme. . .“

Der Verkäufer drehte sich grazios um und langte noch ein Duzend Futterale mit Revolvern herab.

„Hier, mein Herr — Preis 30 Rubel. Das ist nicht teuer, um so weniger, als einerseits der Kurs schrecklich niedrig ist, und andererseits der Zoll, mein Herr, fast von Stunde zu Stunde steigt. Ich schwöre Ihnen, mein Herr, ich bin natürlich konservativ, aber über die gegenwärtige politische Lage fange auch ich bereits an zu murren! Bedenken Sie, der Kurs und der Zoll sind daran schuld, daß heutzutage nur noch ganz reiche Leute sich bessere Waffen anschaffen können! Die Armen müssen sich mit Waffen Zulaer Fabrikat und Phosphorstreichholzchen begnügen, und Zulaer Fabrikat, wissen Sie — das ist ein nationales Unglück! Man schießt mit solch einem Revolver auf die Gattin und trifft sich selbst ins Schulterblatt.“

Sigajew fühlte sich plötzlich beleidigt und gekränkt bei dem Gedanken, daß er sterben und die Qualen der Treulosen nicht sehen sollte. Wo bleibt da seine Rache? Was hat er davon, wenn er im Grabe liegt und nicht weiß, ob die Frau überhaupt Gewissensbisse empfindet?

Ob ichs nicht lieber so machen soll? überlegte er. Ich töte ihn, nehme an seinem Begräbnis teil und nach dem Begräbnis töte ich mich. . . Ach, das ist ja auch Unsinn! Man verhaftet nicht natürlich sofort nach der Tat und nimmt mir den Revolver weg. . . Also: ich töte ihn, sie bleibt am Leben, ich . . . ich werde verhaftet und nehme mir im Gefängnis das Leben. Dazu wird sich trotz der Haft schon Gelegenheit bieten. Vorher aber habe ich noch die Möglichkeit, vor der Obrigkeit und vor der Gesellschaft die ganze Schlechtigkeit der beiden Verräter zu enthüllen. Wenn ich mich un-mittelbar nach ihm töte, wälzt sie vielleicht noch mit der ihr ange-borenen Verlogenheit alle Schuld auf mich, und die Gesellschaft glaubt es ihr natürlich und läßt mich obendrein aus. Wenn ich aber leben bleibe, so . . .

Eine Minute später dachte er:

Ja, wenn ich mich töte, gibt man mir vielleicht die ganze Schuld. . . Und außerdem — warum mich töten! Das ist erstens. Zweitens: sich eine Kugel vor den Kopf schießen — das ist Feigheit. Also: ich töte ihn, sie lasse ich leben, und ich stelle mich dem Gericht. Man wird mir den Prozeß machen und sie wird als Begün-auf-treten müssen. . . Ich kann mir ihre Aufregung, ihre Ver-wirrung vorstellen, wenn mein Verteidiger sie ausfragen wird! Die Sympathie des Gerichtes, des Publikums und der Presse wird natürlich auf meiner Seite sein. . .

Er dachte nach, während der Kommiss immer mehr Waffen vorlegte und sich dabei verpflichtet fühlte, den Käufer zu unterhalten.

„Hier ein neues englisches System, das wir erst vor wenigen Tagen bekommen haben“, plauderte er. „Aber ich muß Ihnen gleich bemerken, mein Herr, alle diese Systeme erblassen vor Smith und Weston. Kürzlich — Sie haben es wahrscheinlich auch gelesen? — lautete ein Offizier bei uns einen Revolver System Smith und Weston. Er erschloß damit den Geliebten seiner Frau, und — denken Sie bloß! — die Kugel ging durch und durch, schlug durch eine Bronzelampe, dann durch das Klavier, tötete schließlich noch das Bologneserhündchen und verwundete die Frau. Ein glänzender Effekt, der unierer Firma alle Ehre macht! Der Offizier ist jetzt in Haft. Er wird natürlich zu Zwangsarbeit verurteilt. Wir haben wirklich noch ganz veraltete Gesetze, und außerdem mein Herr, steht das Gericht in solchen Fällen immer auf seiten des Ehebrechers. Warum? Sehr einfach, mein Herr! Die Richter und die Geschworenen, der Staatsanwalt und die Verteidiger — alle leben mit fremden Frauen. Es ist für sie natürlich so beruhigend, wenn es in Rußland wieder einen Ehemann weniger gibt. Der Gesellschaft würde es überhaupt sehr angenehm sein, wenn die Regierung alle Ehemänner nach Sibirien schicken wollte. Sie ahnen nicht, mein Herr, welch eine Entrüstung die gegenwärtige Sittenverbesserung in mir erweckt! Fremde Frauen zu lieben ist heutzutage so gang und gäbe, wie fremde Zigaretten zu rauchen oder fremde Bücher zu lesen. Mit jedem Jahr wird das Geschäft bei uns schlechter. Und warum? Nicht weil die Zahl der betrogenen Ehemänner geringer wird, sondern weil die betrogenen Ehemänner sich mit ihrer Lage abfinden und aus Furcht vor dem Gericht und der Zwangsarbeit nicht mehr so häufig zum Revolver greifen wie früher.“

Der Kommiss blickte sich um und flüsterte:

„Und wer ist schuld daran, mein Herr? Die Regierung!“

Solch eines Lumpen wegen nach Sibirien verschickt zu werden, ist auch nicht schön... überlegte Sigajew. Wenn man mich zu Zwangsarbeit verurteilt, kann meine Frau zum zweiten Male heiraten. Sie findet schon einen zweiten Mann! Rein, das darf auch nicht sein... Also: sie lasse ich leben, mich töte ich nicht, ihn... töte ich auch nicht... Ich muß etwas Vernünftigeres, etwas Empfindlicheres erdenken... Halt! Ich hab's! Ich strafe beide mit Verachtung und strenge einen Ehescheidungsprozeß an...

„Hier, mein Herr, noch ein ganz neues System!“ sagte der Verkäufer und langte ein weiteres Duzend herab. „Ich möchte Sie besonders auf den originellen Mechanismus der Trommel aufmerksam machen“...

Nach seinem letzten Entschluß brauchte Sigajew keinen Revolver mehr. Aber der Kommiss hörte nicht auf, sich zu begeistern und immer neue Waren vorzulegen. Der beleidigte Gatte schämte sich, daß der junge Mann sich so ganz umsonst bemüht, sich so ganz umsonst begeistert, gelächelt, Zeit vertrödeln haben sollte...

„Gut!“ murmelte er. „Ich werde wiederkommen oder... oder ich schieße jemand...“

Trotzdem fühlte er sich verpflichtet, gleich jetzt noch irgend etwas zu kaufen. Aber was? Er schaute sich an den Wänden des Ladens nach etwas Billigem um, und sein Blick fiel auf ein grünes Reg, das neben der Tür hing.

„Was... was ist das?“ fragte er.

„Das ist ein Reg zum Wachselsang.“

„Und wieviel kostet es?“

„Acht Rubel, mein Herr.“

„Schön... Kaufen Sie es mit ein!“

Der beleidigte Ehemann bezahlte acht Rubel, nahm das Reg und verließ, sich immer noch beleidigt fühlend, den Laden.

(Nachdruck verboten.)

## Die Pyramiden.

Von Friedrich v. Dypeln-Dronikowski.

Es ist noch nicht lange her, da schienen die Pyramiden nicht nur der reinen Poesie, sondern auch der wissenschaftlichen Phantastik und Mystik allein anzugehören. Man meinte z. B., sie seien erbaut, um die Sandwogen der Libyschen Wüste vom Fruchtlande des Niltales abzuhalten; und in der Tat, wenn der Wüstenwind, der Chamfün oder Samüm („der Wörder“) die ganze Welt in undurchdringliche gelbe Schleier hüllt, wenn die Maultiere ihre Ohren anlegen und die Araber ihr Gesicht in dem schwarzweißen Durnus verbergen, dann fallen die lustigen Sandwogen um die Pyramiden her nieder, wie eine sich stauende Brandung. Doch überall, wo die Bahn frei ist, braust der dörrende Sandsturm weiter. Man müßte also annehmen, daß die alten Ägypter vorgehabt hätten, eine ganze ägyptische Mauer solcher Pyramiden längs des Niltales zu errichten, sollte diese Abwehrtheorie einen Sinn haben. Ueberdies stehen Pyramiden — es sind noch nicht 200 — ja nur am Westufer des Nils, keine am Ostufer, durch das die Arabische Wüste bedroht wird. Diese Theorie ist also absurd. Ebenso steht es mit einer zweiten, die Percy Smith (1860) aufgebracht hat, wonach die Ausmaße, Neigungswinkel und Orientierung der Pyramiden in Verbindung mit der Astronomie oder mit heiligen Zahlen gebracht werden... Mag Eytz in seinem Roman

„Der Kampf um die Cheopspyramide“, hat diese Mythologien mit Recht verhöhnt. Richtig an alledem ist nur, daß die Pyramiden nach den vier Himmelsrichtungen orientiert sind, was aber ganz andere Gründe hatte. Die Scheintür jeder Pyramide, durch die man sich den Geist des in ihr begrabenen Herrschers hinausschauend dachte, lag nämlich nach Osten, dem Sonnenaufgang zu, der ja bei allen Religionen eine große Rolle spielt, während der wirkliche, aber vermauerte Eingang in die Grabkammer im Norden lag.

Das einzige Sichere bei den Pyramiden bleibt also, daß sie Königsgräber sind, oder vielmehr ungeheure Steinmassen — die Cheopspyramide ist so hoch wie der Kölner Dom —, die über einem ursprünglich in den Fels getriebenen Grabe errichtet sind. Später legte man die Grabkammern in das Innere dieser Steinmassen selbst; der Gang oder Stollen, der zu ihnen führte, wurde durch Fallsteine verschlossen. Indem die Pharaonen sich so begraben ließen, hofften sie ihre einbalsamierte Leiche, die Mumie, für alle Ewigkeit unberührt zu erhalten und dadurch ihrem Geiste ein ewiges Leben zu sichern; denn nach ihrem robusten Kinderglauben blieb der Geist stets an den Körper gebunden, und der Körper bedurfte auch im Grabe der Dpferpeisen, um sein Scheinleben zu fristen. Zur Erfüllung dieser Wunschhoffnung ließen die allmächtigen Pharaonen ihr ganzes Volk während ihrer ganzen Regierungszeit an ihren Grabdenkmälern fronden, vernutzten Hunderttausende von Menschenkräften; ja der Pyramidenbau blieb ihre vornehmste Regierungssorge, bis er im „Neuen Reich“ plötzlich aufhörte und der Bestattung in Felsengräbern Platz machte.

Der erste, der die Grundlagen einer rationellen Pyramidenforschung legte, war ein Deutscher, Lepsius, der Leiter der preussischen Expedition von 1843, die Friedrich Wilhelm IV. auslandte. Er beschränkte sich auf die Erklärung rationaler Fragen, deren wichtigste die Bauweise der Pyramiden betraf. Hiernach stand die Größe des Grabmonumentes im Verhältnis zur Lebensdauer des Herrschers; es wurde also jedes Jahr höher gestimmt, wie ein Baum seine Jahresringe ansetzt. Die Cheopspyramide hat drei Stollen und drei Sargkammern; die erste wurde schräg in den gewachsenen Felsen eingetieft; aber ehe sie vollendet war, brach man durch die Steinmassen des Baues selbst einen zweiten wagerechten Gang und eine zweite Kammer; und als die Pyramide immer höher wuchs, wurde noch höher eine dritte definitive Grabanlage geschaffen, die sich in der Mitte des jetzigen Baues befindet. Eine zweite Frage betrifft die Bauform, die wir mit den Griechen als Pyramide bezeichnen. Die ältesten prähistorischen Gräber, die kürzlich entdeckt wurden, waren mit Topfscherben in den Wüstenboden gehöhlt. Später errichtete man über ihnen Grabhügel mit abgeschragten Wänden, ähnlich den unferen, aus Ziegeln von getrocknetem Nilschlamm. Erst später traten an deren Stellen Quadersteine, so bei allen Gräbern des Hoffaates und des Harems, die hinter den großen Pyramiden von Gizeh eine ganze Totenstadt mit langen Strahlenzeilen bilden. Die Araber nennen diese Steinhügel anschaulich Mastabas (Wänte).

Eine solche Wank, ins Riesige vergrößert, war auch das Lehmziegelgrab des ersten historischen Pharaos Menes (3400 v. Chr.), das Morgana vor kurzem bei Nagaba freilegte. Es ist ein riesiges Trapez mit schrägen Wänden und Zwischenmauern, die das flache Dach trugen, umgeben von einer niedrigeren ebenfalls bedachten Mauer, so daß eine zweistufige Mastaba entstand. Durch Uebereinanderichten mehrerer solcher Mastabas errichtete dann der Pharaos Zoser (um 3000) die seltsame Stufenpyramide von Sakkara, die bereits ein Steinbau war. Aus ihr entwickelte sich in der vierten Dynastie die glatte Dreiecksform durch Ausfüllen der Stufen. Als Konstruktionsprinzip blieb der Stufenbau aber bestehen, wie es eine Pyramide der Gruppe von Abusir zeigt, deren Mantel (Füllung) größtenteils zerstört ist. Wo er fehlt, kommt die alte Stufenform wieder zum Vorschein. Den Uebergang zur Dreiecksform können wir an den beiden Pyramiden des Snofru, des Begründers der vierten Dynastie (um 2900), deutlich verfolgen. Er erbaute sich zwei Pyramiden, die eine bei Medam in Stufenform und die andere bei Sakkara in Dreiecksform. Vielleicht hat er seine Residenz gewechselt und die Pyramide von Medam nicht vollendet. Cuard Neher versucht in seiner Geschichte Ägyptens eine andere Erklärung: er meint, die ältesten Herrscher hätten stets zwei Pyramiden erbaut, wie sie zwei Residenzstädte erbauten, und zwar als Beherrscher der beiden Königreiche Ober- und Unterägypten, die das ganze ägyptische Altertum hindurch unterschieden wurden.

Vor den Mastabas legte man in alter Zeit die Totenopfer nieder, damit der Geist im Grabe nicht Hunger und Durst litte. Er trat durch die vermauerte Tür hinaus und holte sie sich; Geister können dergleichen ja. Später legte man in der Mastaba selbst eine Nische für den Totenkult an, zu der dann noch andere Nebenräume traten, und schließlich erbaute man einen getrennten Totentempel vor der zur Pyramide gewordenen Mastaba, und zwar östlich davor; die Pyramide selbst war mit diesem Totentempel nur durch eine Scheintür verbunden, ein bloßes Architekturstück ohne Eingang, während der wirklich vermauerte Grabeingang im Norden blieb.

Die Pyramiden ragen am Rand des westlichen Wüstenplateaus, am Saume des „Westreiches“, d. h. des Totenreiches, zu dem der Sonnengott allabendlich auf seiner Himmelsbarke hinabfuhr und zu dem nach späterer Auffassung auch der Tote hinabstieg. Nun hatte man aber vom Fruchtlande aus einen etwa halbstündigen

steilen Anstieg durch die Abhänge des Wüstenplateaus, und zu diesem Zweck baute man einen Dammweg zu dem Totentempel empor, der zum Schutz gegen Sandberuhungen gedeckt und wahrscheinlich dunkel war; dieser Dammweg begann mit einem Portalbau am Rande des Fruchtlandes, der aus der profanen Welt der Lebenden in das Heiligum des Todes überleitete. Eine Qualanlage davor ermöglichte zur Ueberflutungszeit, daß Barken dort anlegen konnten. Endlich umschloß eine große Lehmziegelmauer die Pyramide und den oberen Totentempel mit seinen Speichern und Wächterhäusern und die kleinen Pyramiden, die für Frau und Kinder des Herrschers neben der seinen errichtet wurden, die der Königin stets rechts neben der seinen. Wir dürfen heute also nicht mehr von Pyramiden wie von einzelnen Bauten reden, sondern nur von ungeheuren Grabanlagen, die in Taltempel, Aufweg, Totentempel und Pyramiden zerfielen. Ueber diese Tatsachen haben erst die neuesten Grabungen der Deutschen Orientgesellschaft bei Abusir (unter Leitung von Professor Ludwig Vorchardt, dem Direktor des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts in Kairo), ferner die der Württembergischen Ernst Siglin-Expedition bei der zweiten Pyramide von Gizeh (unter Leitung von Professor Steindorff in Leipzig) und die des Amerikaners Reikner bei der kleinsten Pyramide von Gizeh volles Licht gebracht.

Bei den Pyramiden von Gizeh, die der vierten Dynastie (2800—2700 v. Chr.) angehören, sind Taltempel wie Totentempel gleich schmucklos. Sie wirkten nur durch die Pracht des Materials, ungeheure Granitquadern und sauber gefügte Kalksteinblöcke, und die schlichte Schönheit der Formen. Schwere glatte Pfeiler, an Stelle der späteren kapiteltragenden Säulen, erfüllen die breite und tiefe Halle, die Hauptbestandteile des ägyptischen Tempels, und tragen den Umgang des Hofes, der bei dem Totentempel der Chefrenpyramide selbstamerweise den Hallen folgt, statt ihnen vorgelagert zu sein. Die Prozession also, die sich dem Tageslicht abgewandt hatte und — wahrscheinlich bei Fackelschein — durch die dunklen Pfeilerhallen und den langen, düstern Gang emporgeiwalt war, um dem gottgewordenen König die Totenopfer zu bringen und die Totengebete zu sprechen, trat aus der mystischen Dämmerung plötzlich in den lichtüberfluteten Tempelhof, über dem die glatte, schräge Wand der Pyramide aufragte. Hier endete der Zug für die Laien; in den kleinen Kapellen der Rückwand standen wahrscheinlich Kultbilder des Königs, der Totengebete harrend. Nur den Priestern war der Zutritt zum Allerheiligsten verstattet; der Zugang zu ihm lag aber nicht etwa in der Achse des Tempels, sondern er führte links um den Hof herum und dann in doppeltem Bückzug durch dunkle enge Gänge zu der Nische mit der Scheitür, vor der sie die Totenopfer niederlegten. Das Geheimnisvolle war also auch hier ein Stachel der Andacht.

Aufweg und Taltempel lagen indessen, soweit es die Bodengestaltung zuließ, in der Ostachse der Pyramide; bei der Chefrenpyramide waren sie nach links verschoben durch den großen Sphinx, der aus einem natürlichen, gewachsenen Felsen herausgearbeitet ist. Der Sphinx war bei den Ägyptern bekanntlich ein Mann, eine Löwengestalt, mit dem Haupte des Königs, ähnlich wie der babylonische Mannlöwe ein Symbol der Königsmacht, und der Sphinx, der vor der Chefrenpyramide wie auf der Wacht liegt, ist nach neuester Annahme nichts anderes als das gigantische Bildnis dieses Pharaos selbst, das über die gelblichen Sanddünen mit ewigen Augen hinwegschaut, hinab in das Tal der Lebenden, das er einst beherrschte, und hinauf gen Osten zu dem emporsteigenden Sonnengott, seinem „Vater Ré“.

Der daneben liegende, halb im Sande verschüttete sogenannte Sphinxtempel, über den man sich seit uralten Zeiten den Kopf zerbrochen hat, ist also weiter nichts als der Taltempel der Chefrenpyramide, der wegen des Sphinx etwas aus der Ostachse verschoben ist. — Etwas Auffälliges ist auch von den beiden Tempeln der Menkaurepyramide zu berichten, in deren einem Professor Reikner kürzlich die wunderbaren Mafasterstatuen dieses Königs fand, das Reisse, was die allägyptische Plastik hervorgebracht hat, und wohl auch das Schönste, was vor der Blütezeit griechischer Kunst entstand. Der Tempel aber, der diese Herrlichkeiten enthielt, war zum großen Teil aus Mäziegeln erbaut; er war also bei dem frühen, wohl gewaltigen Tode dieses Königs, mit dem die Dynastie erlosch, unfertig und wurde nachher billig und schlecht vollendet.

Das gleiche Los teilte der Tempel des Meser-es-ke-re aus der Pyramidengruppe von Abusir, die der fünften Dynastie angehört (2700—2550 v. Chr.). Bei diesen Bauten die schlichte, schmucklose Größe der vierten Dynastie durch Pracht und gefällige Schönheit abgelöst. Statt der kantigen Pfeiler treten zierliche Säulen mit Palmen- oder Papyruskapitälern; es sind dies die ältesten, die wir in Ägypten kennen, und die Kalksteinwände sind mit feinen Flachreliefs geschmückt, deren Bemalung zum Teil noch vorzüglich erhalten ist. Im übrigen sind auch diese Tempel für die Ewigkeit gebaut; sie hätten allem getrotzt, nur nicht der Pestförmigkeit der Menschen. Das Pflaster bilden große Basaltplatten, die Säulen sind aus Granit, ebenso die Södel der Wände, darüber sauber gefügte Kalksteinblöcke. Treppen, bei denen je fünf Stufen aus einem Block gehauen sind, führen auf die Dächer; seitliche Kammern dienen als Speichern und Schatzhäuser für die Kultgegenstände; das merkwürdigste aber ist eine umfangreiche Wasserleitung aus Kupferrohr (2600 v. Chr.) die sich unter dem Tempel Saburés in einer Gesamtlänge von 400 Meter hinzog und unter

dem Dammweg ins Tal geleitet war. Die Rohre waren mit dem Enden ineinander gesteckt, in Kalksteinrinnen gebettet und in Gips eingegossen; ein Stück davon befindet sich jetzt im Berliner Museum.

Schließlich sei noch mit ein paar Worten eines eigenartigen Tempels gedacht, der zwanzig Minuten oberhalb dieser Pyramiden liegt, und der im Auftrag der Berliner Museen auf Kosten des Freiherrn von Bissing aufgedeckt wurde. Es ist ein Sonnenheiligtum, das Meserré, der Begründer der fünften Dynastie, erbaute, besonders merkwürdig dadurch, daß es kein eigentlicher Tempel ist und auch kein Kultbild besitzt. Es ist nichts als eine mit einem Umgang umgebene gewaltige Terasse über der Residenzstadt des Königs am Wüstenrand; in der Mitte erhebt sich ein großer Mafasteraktar mit vier geschweiften Spitzen oder „Hörnern“, und dahinter an Stelle des Kultbildes ein hoher Obelisk, der Fetisch des Sonnengottes.

Im „Neuen Reich“, das so viele Neuerungen erlebte, brach man auch mit der uralten Sitte des Pyramidenbaues und bestattete die Pharaonen fortan in dem oben „Tale des Königs“ am Westufer von Theben in riesigen unterirdischen Felsgräbern, wie es schon die Magnaten des alten Reiches getan hatten. Die Ironie der Weltgeschichte aber wollte, daß die Pyramiden, die stolzen „Häuser der Ewigkeit“, ihre Toten nicht vor Grabschändern schützten, während diese verstaubten Felsengräber sie besser bewahren; nur die Mumien der zwei letzten Pyramidenerbauer, die in die Felsgräber gerettet wurden, sehen wir jetzt in den gläsernen Sänewittkensärgen des Museums von Kairo. Die Pyramiden selbst aber werden ihre ewigen Wahrzeichen bleiben.

## Kleines feuilleton.

Aus dem Tierleben.

Das Kastenwesen der Termiten. Die Termiten tragen bekanntlich auch den irreführenden Namen „weiße Ameisen“, wohl weil die Regelmäßigkeit ihrer Kastenorganisation und ihrer Lebensweise mit der der Ameisen jedem Beobachter sofort in die Augen fallen mußte. Trotzdem haben beide verwandtschaftlich nichts miteinander zu tun. Während die Ameisen zu den höchstentwickeltesten Insekten gehören, befinden sich die Termiten körperlich verhältnismäßig auf einer niedrigen Entwicklungsstufe; sie sind sehr nahe mit unieren Schaben verwandt. Ueber die Termiten hat kürzlich R. Fischer eine sehr lesenswerte zusammenfassende Monographie veröffentlicht (Die Termiten oder weißen Ameisen, Leipzig, Dr. Werner Klinckschardt, geh. 7 M.) in der er besonders auf die durchaus verschiedenartige Staaten- und Kastenorganisation der Termiten und Ameisen eingeht, die auf dem Unterschied in der Herkunft der Arbeiter und Soldaten beruht. Bei den Ameisen entstehen diese beiden Stände aus weiblichen Individuen, bei den Termiten sind sie beiderlei Geschlechts, Jugendformen, deren Weiterentwicklung aufgehalten wurde. Im Gegensatz zu den Ameisen machen die Termiten keine Verwandlung durch vom Ei zur Nade, Puppe und schließlich zum fertigen Tier; die Termitenjungen unterscheiden sich unmittelbar nach dem Auskriechen aus dem Ei nur durch ihre Größe von den erwachsenen Individuen. Die weitere Entwicklung wird dann wahrscheinlich durch besondere Ernährungsmethoden bedingt, die noch der Aufklärung harren. Jedenfalls haben sich bereits nach der ersten Häutung die Termitenjungen in groß- und kleinköpfige Geschieden. Diese entwickeln sich nach der zweiten Häutung teils zu geflügelten Geschlechtstieren, teils zu Ersatzgeschlechtstieren, die nur Flügelstücken aufweisen; jene werden zu Arbeitern und Soldaten. Die geflügelten Geschlechtstiere sind die völlig ausgebildeten Insekten, sie sorgen für die Erhaltung der Art. In einer winzigen Höhlung in der Erde paaren sich die beiden Geschlechter. Das Weibchen verwandelt sich nun in ein unförmliches Konstrum mit einem riesigen weißen Hinterleib, gegen den der vordere Teil des Körpers fast verschwindet, und lebt, in eine besondere Zelle eingeschlossen und von fütternden und putzenden Arbeitern umgeben und von Soldaten bewacht, nur noch der Erzeugung von Eiern, die sie in regelmäßigen Abständen von etwa zwei Sekunden in ungeheurer Anzahl legt. Falls diese Geschlechtstiere — König und Königin — sterben, treten die Ersatzgeschlechtstiere an ihre Stelle, die in überraschend kurzer Zeit zu vollkommen ausgebildeten Tieren heran- gepäpelt werden.

Der weitaus zahlreichste Teil der Bevölkerung in einem Termitenstaat besteht aus Arbeitern und Soldaten. Diese haben eine weiche Haut von weißer Farbe, Flügelanlagen und Augen fehlen ihnen vollständig, ebenso sind die Geschlechtscharaktere nur unvollkommen ausgebildet. In den Funktionen stimmen sie mit den Ameisen in jeder Beziehung überein. Eigenartig sind besonders die Termitensoldaten durch ihre merkwürdige Kopfbildung. Es gibt normale Soldaten mit großen Köpfen und langen Oberkiefern und sogenannte Nasensoldaten, deren Kopf nasenförmig zu einem Rohre ausgezogen ist. Diese beiden Kategorien können wieder in verschiedene Unterabteilungen zerfallen. So gibt es Nasensoldaten, deren lange Nase vorn gegabelt ist, breit- und schmaltöpfige, solche mit verkümmerten und mit langen Oberkiefern, größere, mittlere und kleinere, eine Fülle von Formen, die die der Ameisen weit übertrifft.